

Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Hohenzollern und Welfen — ein politisches Familienfest.

Berlin, 11. Febr. Der „Reichsanzeiger“ verkündet in einer Sonderausgabe die am Montag in Karlsruhe vollzogene Verlobung der Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mit dem Prinzen Ernst August, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg.

Als der „Reichsanzeiger“ heute Nacht um zwei Uhr dem immer noch wachen Berlin durch ein Sonderblatt bekanntgab, daß die einzige Tochter des deutschen Kaisers, die Prinzessin Viktoria Luise, sich mit dem Prinzen Ernst August von Cumberland, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, dem Enkel des letzten Königs von Hannover, verlobt habe, wirkte die Meldung trotz der vorgerückten Stunde nicht mehr völlig überraschend. Man erfährt ja schon im Laufe des gestrigen Tages durch alle Zeitungen, daß sich die vor geraumer Zeit aufgetauchten Gerüchte von einer solchen Verlobung nun zur Tatsache verdichtet hätten. Nichtsdestoweniger freuen sich des Ereignisses alle guten Patrioten, die auch an dem privaten Schicksal ihres Herrscherhauses Anteil zu nehmen gewöhnt sind.

Die Verlobung hat, wie es bei fürstlichen Familiennachrichten zu sein pflegt, politische Bedeutung. Man verspricht sich dadurch eine Beschwichtigung der welfischen Widersacher gegen das Preussentum. Als im Jahre 1906 Prinz Albrecht von Preußen, der Herzogregent von Braunschweig, starb, wurde die braunschweigische Thronfolge viel erörtert. Der Herzog von Cumberland, der Sohn des letzten Königs von Hannover, erbot sich damals im Herbst 1906 dem Kaiser gegenüber zum ausdrücklichen Verzicht auf Braunschweig zugleich für seinen ältesten Sohn, den mittlerweile bei Friesland im Automobil tödlich verunglückten Prinzen Georg Wilhelm, zugunsten seines jüngsten Sohnes, eben des Prinzen Ernst August, der jetzt des Kaisers Schwiegersohn wird. Der bloße Verzicht auf Braunschweig löste damals die Frage nicht. Preussischerseits verlangte man zugleich einen ausdrücklichen Verzicht des Welfenhauses auf die Thronansprüche in Hannover. Die braunschweigische Regierung unterbreitete dem Bundesrat die Frage, ob Prinz Ernst August im Herzogtum Braunschweig thronfähig erachtet werde, sobald er für seine Person und für seine Nachkommenchaft auf Hannover verzichte. Der Bundesrat forderte demgegenüber abermals den Verzicht des gesamten Welfenhauses auf Hannover. Daraufhin wurde dann der Herzog Johann von Mecklenburg Regent in Braunschweig.

Wenn jetzt Prinz Ernst August der Bräutigam der Tochter des Kaisers geworden ist, so man wohl annehmen, daß eine endgültige Verständigung zwischen den Hohenzollern und den Welfen damit verbunden ist. Die Annahme liegt nahe, daß die Prinzessin Viktoria Luise ihrem zukünftigen Gemahl das Herzogtum Braunschweig sozusagen als Mitgift in die Ehe bringt. Vielleicht, wie schon angedeutet wird, auch die „Erhebung“ des Landes zum Großherzogtum. Allerdings steht noch nicht fest, ob nun sofort die Thronbesteigung des jungen Paares in die Wege geleitet werden wird. Vorbereitungen wäre dann wohl, mindestens nach den bisherigen staatsrechtlichen Auffassungen der preussischen Regierung und des Bundesrats, daß der Vater des Bräutigams nunmehr doch sich zu dem letzten Schritt entschließen und seine Ansprüche auf Hannover feierlich preisgeben hat. Das mag ihm sehr schwer gefallen sein; denn es hieß, daß er durch ein Verbrechen gebunden sei, das er seinen Eltern in erster

Stunde gegeben habe und das bisher als unverbrüchlich galt. Jedenfalls befindet der nunmehrige Verzicht ein großes Maß von politischer Einsicht und Selbstüberwindung bei dem alten Herzog von Cumberland. An eine Wiederherstellung des Königreichs Hannover ist freilich nicht zu denken. Das Welfenhaus handelt also klug und deutsch zugleich, wenn es sich mit Braunschweig begnügt und seine alte geschichtliche Stellung auf diese Weise wenigstens zu einem Bruchteil wiedererlangt. Nicht minder anzuerkennen ist die Verschicklichkeit und die weise Beschränkung des Hohenzollernhauses in diesem Punkt, das davon absteht, etwa Preußen auf dem Wege staatsrechtlicher Auslegungen durch die Hinzunahme Braunschweigs zu vergrößern. Die enge Familienverbindung kann möglicherweise in Zukunft zu einem friedlichen politischen Verschmelzungsprozeß führen, der die heutige bundesstaatliche Verfassung des Deutschen Reichs auf keine besondere Probe stellt. Mit einem Wort, das früher einmal auf die habsburgische Hauspolitik geprägt wurde, darf man diesmal sagen: Bella gerant alii, tu felix Borussia, nubo.

Zwischen den beiden Dynastien ist nun also der Friede endgültig beschloffen. Bisher hatte das Welfenhaus den Frieden nach 1866 tatsächlich nicht anerkannt. Es wird sich zeigen, ob die welfische Bewegung in Braunschweig und in Hannover nunmehr beigelegt ist. Hätte sie lediglich das Legitimitätsprinzip zum Untergrund, so könnte sie jetzt als aus der Welt geschafft betrachtet werden. Soweit die Welfen sich ausschließlich zu ihren Bestrebungen verpflichtet fühlen, weil sie sich zur unbedingten Treue gegenüber ihrem angestammten Fürstentum bekennen, ist ihr Widerstand gegenüber Preußen gegenstandslos geworden. In Braunschweig hat die welfische Bewegung zum Teil diesen Charakter des reinen Untertanenverhältnisses. Es gab dort seit 1866 viele einflussreiche Kreise, die zu einem vollkommenen Anschluß an Preußen bereit waren, aus nationalen und wirtschaftlichen Gründen und aus Erwägungen moderner, realpolitischer Erwägungen. Auch das ausgesprochene braunschweigische Welfentum war, wie sich das beispielsweise bei der Thronfolgefrage im Jahre 1906 zeigte, weniger starrsinnig als die hannoversche Gesinnungsverwandtschaft. In Braunschweig werden sich wahrscheinlich die Welfen durchaus zufriedengeben, sobald sie ihren richtigen welfischen Herzog im Lande haben. Unsicher jedoch ist noch die Rückwirkung auf Hannover. Die „Deutsche Rechtspartei“ in Hannover bildet den Hauptstamm der welfischen Bewegung. Sie ist, schon entsprechend dem Bevölkerungsverhältnis zwischen Hannover und Braunschweig, vier- bis fünfmal stärker als die braunschweigische Welfenbewegung. In Hannover sind es nicht nur die eingeseffenen Abigen, die aus Legitimität am Welfenhaus festhalten und die Annexion von 1866 nicht anerkennen wollen; vielmehr hat sich dort in der Form der Welfenpartei der Gegenpart des niedersächsischen Volkstums gegen preussisches Wesen ausgebildet. Die Niederachsen sind mit Recht stolz auf ihre Vergangenheit, auf ihre reindeutsche Rasse und auf ihre Kultur. Sie haben das freie springende Sächsenross im Wappen, das sich nicht von einem fremden Reiter zügeln lassen will. Sie denken mit Selbstbewußtsein des tapferen Widerstandes, den sie den Franken und Karl dem Großen geleistet haben, sind stolz darauf, daß ihr Fürstengeschlecht im Mittelalter auf Deutschlands Geschichte mitbestimmenden Einfluß hatte; erinnern sich ihres Zusammenhanges mit England, von dessen Großmachtglanz ein Niedersächse auch auf Hannover fiel; haben nicht vergessen, daß sie im Siebenjährigen Kriege und in der Franzosenzeit zum preussischen Erfolg mitwirkten; und feiern immer noch gern den Gedenktag des hannoverschen Sieges bei Langensalza über die Preußen. Die „veritenten“ frommen Rechtsparteiler in Kurhessen und die paar vereinzelt Anhänger der deutschen Rechtspartei, die es noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts in Frankfurt a. M. gab, fallen auch nicht entfernt

so ins Gewicht, wie die kraftvolle welfische Bewegung in Hannover. Nun ist zwar Schleswig-Holstein ein Beweis dafür, daß auch „Muskpreußen“ sich rasch und restlos an die Einverleibung in den preussischen Staat gewöhnen können. Folglich ist ebenjotut möglich, daß Hannover, nachdem das Welfenhaus die alte Fahne einzieht, gleichfalls die geschichtliche Entwicklung wie ein unabänderliches Schicksal hinnimmt. Auf der anderen Seite aber haben „großpreussische“ Stimmen schon 1906 das Bedenken geäußert, daß gerade die Aufrichtung des Welfenthrones in Braunschweig den hannoverschen Welfen erst recht als ein Antriebs zu vermehrter Betätigung erscheine.

Trotz alledem: Die Wiederaufrichtung eines Königreichs Hannover im Deutschen Reich ist eine bare Unmöglichkeit, wenn man die geschichtliche Entwicklung nicht nach alten Erinnerungen und Empfindungen, sondern nach neuzeitlichen Tatsachen und Gedanken beurteilt. Wir haben im Deutschen Reich sicherlich nicht zu wenig „Vaterländer“. Das Ausland mag mitunter mit Staunen auf den Umstand blicken, daß es in Deutschland immer noch so zahlreiche Einzelstaaten gibt. Unser Zustand in dieser Beziehung ist fast ohnegleichen in der ganzen Welt. Man muß schon an die indischen Fürstentümer vor der englischen Herrschaft, oder an das mittelalterliche Europa oder an afrikanische Staatengebilde dunkelster Art denken, um ein ähnliches Beispiel von — wenigstens scheinbarer — Zerstückelung zu finden. Sogar der Balkanbund hat für seine Einzelstaaten die Rechtfertigung, daß sie durch ihre Sprache von einander getrennt sind. Deutschland trägt die vielen kleinen Kronen lediglich als historische Ueberbleibsel. Man kommt, wenn man diese Auffassung auspricht, wohl nicht in den Verdacht, die Reichsverfassung unterwühlen zu wollen. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten haben ja nicht nur ein historisches Recht, sondern teilweise auch eine Kulturmission. Sie können manchmal gerade wegen des geringeren Umfangs ihrer Verhältnisse einen und den anderen fortschrittlichen Versuch anstellen, der im Großstaat — wegen der Verantwortung des staatlichen „Großbetriebes“ auf zaudernde Widerstände trifft. In dessen darf und muß bei zwingenden Gelegenheiten gesagt werden, daß in Deutschland unter keinen Umständen eine Vermehrung der Kleinstaaterlei winnigenswert ist, und daß jetzt darum nicht die vergangenen Staatengebilde künstlich wiederbelebt werden sollen.

Das Königreich Hannover bleibt geschichtlich gewesen. Damit sich alle Hannoveraner, auch die Welfen, mit der Sachlage ehrlich ausöhnen, mußte seit 1866 und muß auch fernerhin von jeder drängenden Politik der Gewaltenteilung preussischerseits Abstand genommen werden. Wir wollen uns brüderlich vertragen im Deutschen Reich, einheitlich, ohne den hohen Wert der unterschiedlichen Stammeseigenschaften zu unterschätzen. Zu dem langamen geschichtlichen Verdegang, der Hannover rückhaltlos in die preussisch-deutsche Staatsform einfügt, wie sie sich 1870/71 herausgebildet hat, wird auch die Familienverbindung der Welfen mit den Hohenzollern beitragen. Diese Aussicht ist von Deutschlands wegen die beste Morgengabe des neuen Bundes.

Prinz Ernst August von Cumberland, der am 17. November 1887 in Penzing geboren wurde, ist königlicher Oberstleutnant im 1. Schwere Reiterregiment. Die älteste Schwester des Prinzen Ernst August, Prinzessin Marie Luise, 32 Jahre alt, ist seit 1900 mit dem Prinzen Max von Baden verheiratet. Die zweite Schwester, die Großherzogin Alexandra von Mecklenburg-Schwerin, steht im 31. die jüngere, noch unverheiratete Prinzessin Olga steht im 24. Lebensjahre.

Prinzessin Viktoria Luise, die Tochter des Kaiserpaars, ist am 13. September 1892 in Potsdam geboren.

Der Untergang Scotts. Die Helden des Südpols.

(Eigener Drahtbericht der „Hartung'schen Zeitung“.) (Nachdruck verboten.)

Das Schicksal Scotts und seiner Begleiter.

Durch besondere Abmachungen sind wir bereits heute in der Lage, Einzelheiten über den letzten Vorstoß Scotts nach dem Südpol, über die näheren Umstände seines und seiner Begleiter Tod mitzuteilen. Die Mithgung der Witterung, unter der die Expedition von Anfang an zu leiden hatte, ist dem Scottischen Unternehmen nicht von der Seite gewichen und hat wohl in erster Linie den Tod des Detachements herbeigeführt. Das Gefühl der Trauer über den Verlust Scotts und seiner Begleiter, wird nur durch die Erinnerung für die über alles Lob erhabene Tapferkeit und den heroischen Mut, mit dem diese kleine Menschenband bis zum letzten Atemzuge um ihr Ziel gekämpft hat, gemildert. Der Bericht Scotts, angefangen des Todes verahnt, ist ein Dokument seltener menschlicher Größe. Scott hat darin sich und seinen Toteskameraden ein Denkmal dauernder als Erz gesetzt. Inmitten der furchtbarsten Gefahren, unter Strapazen, die sich der in kultivierten Gegenden lebende Mensch, auch nicht im entferntesten vorzustellen vermag, hat sich in jedem einzelnen der Polarreisenden der Wille, dem Ganzen zu dienen, zu so heldenhafte Größe aufgereicht, wie es an dem freiwilligen Tode des Rittmeisters Cates sichtbar wird, der, um der Expedition nicht weiter zur Last zu fallen, sich Nachts von den Gefährten hinwegsetzte, um in der Einsamkeit des Eises und des ewigen Schnees, den Tod wie einen Kameraden zu erwarten. Die Geschichte wird die Namen jedes einzelnen dieser fünf im Dienst der Wissenschaft und der Menschheit Gefallenen, in das Verzeichnis der heldenmütigen Geister aufnehmen.

Christchurch (Neuseeland), 10. Febr., 8 Uhr Abends. Die „Terra Nova“, das Expeditionsschiff der englischen Südpolexpedition des Kapitäns Scott, traf um 8 Uhr Morgens gänzlich unerwartet ein, da man die Ankunft des Schiffes erst in etwa vier Wochen erwartete hatte.

Am 18. Januar 1913 langte das Expeditionsschiff am Kap Evans an, wo es die Reste der Expedition vorfand und an Bord nahm. Zu ihrem Schrecken erfährt nun die Besatzung, welche tragische Schicksal ihr Führer nach der Vollenbung seiner Aufgabe erlitten hatte. Nach den Berichten der Überlebenden war gerade ein Jahr zuvor Kapitän Scott mit seinen vier Begleitern, die den letzten Vorstoß gemeinsam mit ihm unternommen hatten, am Südpol angelangt, wo sie das Zelt Amundsen's und den von ihm zur Markierung des Pols errichteten Schneecairn vorfanden. Die Rückkehr der kühnen Forscher

war mit unsäglichen Mühen verbunden. Sie gerieten fortgesetzt in heftige Schneestürme. Am 29. März 1912, als sie nur noch elf enalidie Meilen von dem auf dem Hinwege errichteten Eintonnenlager entfernt waren, gerieten sie in einen furchtbaren Orkan. Die kleine, furchtlose Truppe war bereits auf drei Mann zusammengeschrumpft. Der erste, der den furchtbaren Strapazen erlag, war der Bootsmannsmaat Evans, der am 17. Februar vor Entkräftung starb. Vier Wochen später, am 17. März, gab Rittmeister Cates seinen Geist auf. Scott selbst und Dr. Wilson, der Leiter des wissenschaftlichen Stabes der Expedition, jerner Leutnant Powers von der indischen Marine segten mit Anbiederung aller Kräfte ihren Weg fort, bis der furchtbare Orkan vom 29. März auch ihnen ein schreckliches Ende bereite. Alle drei wurden unter den Schneemassen begraben und ertröten. Dr. Atkinson, der die nach dem Westen entsandte Expedition leitete, sandte Cherris, Garrard und Dimitri Kapitan Scott entgegen, als die Zeit verstrichen war, in der er hätte zurückkehren sollen. Am 3. März erreichten beide das Eintonnenlager, lebten am 16. März jedoch wieder nach Südpol zurück, da sie beide erkrankt waren. Atkinson brach darauf mit Aohane, dem letzten gesunden Manne der Südpolexpedition, zur Hilfe auf. Beide erreichten das Esklager, wo sie Vorräte niederlegten, mußten jedoch dann unerbittlicher Sache gleichfalls nach Südpol zurückkehren. Atkinson versuchte alles Mögliche, um entweder Scott oder die nördliche Abteilung der Expedition unter Leutnant Campbell zu erreichen. Es gelang ihm jedoch nur, von dieser Seite aus bis Butterpoint vorzudringen, und er mußte Mitte April unter allen Schreien der Polarnacht nach Südpol zurückkehren.

Es blieb nun nichts anderes mehr übrig, als den antarktischen Winter vorübergehen zu lassen, und am 30. Oktober, als der antarktische Polarmorgen herandämmerte, verließen zwei Rettungszüge Kap Evans. Der eine stand unter Dr. Atkinson, der mit zwei Hundeschlitten in Begleitung Cherris, Garrards und Dimitris aufbrach, der andere wurde von Wright mit sieben Begleitern geführt, die ihren Vorrat auf Mausekeln unternahm. Wrights Abteilung erreichte am 12. November bereits Scotts Zelt, in dem sie ihren Führer, sowie seine Begleiter Dr. Wilson und Leutnant Powers als Leichen vorfanden. Neben den Leichen lagen Scotts Aufzeichnungen. Wilson beschreibt die Reise zum Südpol. Von Scotts eigener Hand fand sich ein genaues Reisetagebuch vor. In wadenden Worten erzählt er den Tod seiner Kameraden, des Bootsmannsmaat's Evans, der am Fuße des Beardmoregletschers tot zusammenbrach, und die heldenmütige Aufopferung des Rittmeisters Cates, dem die Hände und Füße erfroren waren und der sich trotzdem bis zum 16. März mit Hilfe seiner Kameraden weitergeschleppte. Immer wieder und wieder hat der tapfere Mann, ihn doch zurückzulassen. Als die kleine Schar am 16. März ein Lager bezog, schleppte sich Cates unheimlich aus dem Zelte und ging in den wütenden Schneesturm hinaus, um freiwillig den Tod zu suchen. Er kehrte nicht zurück. Scott und seine drei Gefährten brangen fünf Tage lang noch weiter. Am 21. März schlugen sie 6 Meilen vom Eintonnenlager ihr letztes Quartier auf, das ihnen zur Todes-

stätte werden sollte. In klaren Worten beschreibt Scott die Gründe, die ihn und seine Begleiter zwingen, Halt zu machen. Die außerordentlich große Kälte des Jahres, die zwischen dem 82. und 86. Breitengrade bis auf 45 Grad Celsius unter Null heruntersank, die Todesfälle der Gefährten, sowie eine unerklärliche Veränderung des Brennmaterials machten die Erreichung des Eintonnenlagers unmöglich. Der Schneesturm, der dann einsetzte, machte es den Expeditionsmitgliedern vier Tage lang unmöglich, das Zelt zu verlassen. Der Bericht Scotts schließt mit den Worten:

„Wir sind außerordentlich schwach. Das Schreiben ist furchtbar schwierig. Wir beugen uns alle der Furchung. Wenn wir unser Leben für unser Land lassen, appellieren wir an den Hochsinn unserer Landsleute, für unsere Hinterbliebenen zu sorgen. Wären wir am Leben geblieben, hätten wir von rohemestem Mut und großer Ausdauer erzählen können. Diese Notizen und unsere Leichen werden für sich davon sprechen, aber sicherlich wird ein so großes und reiches Land wie unser Vaterland es sich nicht nehmen lassen, für unsere Nachkommen zu sorgen.“

Robert Scott, Kapitän der königlichen Marine. 25. März 1912.

Dr. Atkinson beerdigte die Toten. Die Suche nach Rittmeister Cates war jedoch vergeblich. Außer aller wissenschaftlichen Aufzeichnungen ist die 35 Pfund schwere, geologische Sammlung geborgen.

Außerdem liegen noch folgende Depeschen vor: London, 10. Febr. Auf die Mitteilungen der königlichen geographischen Gesellschaft, in der dem König der Tod des Kapitäns Scott und seiner fünf Begleiter mitgeteilt wird, sandte der König folgende Antwort:

Ich bin tief betrieft über die schlimme Nachricht, die Sie mit dem Verlust des Kapitäns und seiner fünf Begleiter gaben, gerade als wir hofften, sie binnen kurzem nach ihrer Rückkehr von der schwierigen Unternehmung in die Heimat willkommen heißen zu können. Ich drücke der Gesellschaft mein herzlichste Beileid aus über den Verlust, der die Wissenschaft und die Forschung durch den Tod des tapferen Forschers getroffen hat. Senden Sie mir bitte weitere Einzelheiten. Georg.

Amundsen über Scott. r. Paris, 11. Februar. Der Entdecker des Südpols, Amundsen, rief bei der Nachricht von der Katastrophe, die die Expedition Scott ereilt hat, aus: „Entsetzlich, entsetzlich.“ Ihm erscheint die Sache ungläublich. Nach seiner Ansicht müssen sich die Expeditionsteilnehmer nicht weit von ihrer Verproviantierungsbasis befunden haben. Auch begriff Amundsen nicht, daß ein Wettersturz den Tod der Mitglieder der Expedition herbeiführen konnte. Als man ihm mitteilte, daß die englische Expedition keine norwegische Fahne am Südpol aufgefahnt vorfand, meinte er, das müsse richtig sein, und schloß mit den Worten.